

## Die Alt-Udelsheimer Frauentracht

Von Gottlieb Graef, Karlstraße

Ein tiefer Sinn liegt in den alten Bräuchen;  
Man muß sie ehren.

Schiller



Wie so manches Sinnvolle, Gute und Schöne, sind mit der Zeit auch unsere heimischen Volkstrachten, die als der „Dialekt der Modekleidung“ gelten können, jene ehrwürdigen Zeugen einer früherer gefunden, aus Stamm, Geschichte und Landschaft erwachsenen Kultur, immer mehr zurückgegangen und zum Teil ganz ausgestorben. Mit ihrem Aufgehen in die Allerveltsmode ist zugleich eine Verflachung des Volkstums, eine Verleugnung des Arttümlichen und Bodenständigen Hand in Hand gegangen. Noch zu Beginn der 1860er Jahre habe ich jeweils am Sonntag einige Frauen im alten Udelsheimer Häubchen und seidenen befransten Halstuch, in weißer Halskrause und mit Taffetschurz, sowie den alten Leonhard Kühner in Lederhose, langem dunkelblauem Schoßrock und Dreimaster zur Kirche gehen sehen. Die reichverzierten silbernen Bieder-

maier-Schubshnallen meines 1850 verstorbenen Großvaters sind Kabinettstücke meiner Familienraritäten. Mittlerweile ist mit jenen letzten Trachtenresten zugleich auch die Erinnerung an sie verschwunden, und bald wußte niemand mehr, daß es auch hier einmal eine hübsche einheimische Kleidertracht gegeben hat. Zwar ist in Interessentenkreisen vereinzelt schon der Wunsch laut geworden, wenigstens die ehemalige örtliche Frauentracht in ihren Einzelteilen festzustellen und sie womöglich wieder zu Ehren zu bringen. Doch hat sich dies bei dem Fehlen ausreichender Anhaltspunkte lange Zeit als unausführbar erwiesen.

Da brachte im vorigen Jahr ein glücklicher Zufall das einst von der Lindenvirtin Barbara Schilling (\* 1765, † 1818) getragene Häubchen wieder zum Vorschein und gab alsbald Anlaß, zu diesem wichtigsten Trachtenstück die ganze ursprüngliche Kleidung zu rekonstruieren, was teils durch Benützung mündlicher Mitteilungen und vorhandener schriftlicher Aufzeichnungen, teils durch vergleichendes Studium noch in den Nachbarorten vorgefundener Trachtenstücke gelang. Zu-

folge den Ergebnissen der angestellten Forschung weist die ehemalige weibliche Ortsracht folgende Stücke auf:

1. Das Häubchen hat kegelförmige, nach hinten verjüngte Kapotteform. Mantelfläche und hintere Deckfläche („Bödele“) sind mit schwarzem, über Leinwand gestepptem Taffet überzogen. Die aufgesteifte Mantelfläche ist an ihren Rändern mit dunklem Perlenband eingefasst, während das 6 cm breite, 7 cm hohe hufeisenförmige Bödele einen goldgestickten Einsatz oder eine bunte Perlenstickerei enthält, oft noch mit den Anfangsbuchstaben des Namens der Besitzerin. Das an den beiden vorderen Enden spitz auslaufende Mantelstück findet unter einem stumpfen Winkel nach vorn seine Fortsetzung in zwei breiten, an den Rändern gezackten schwarzen Moiré-Bändern, die das Gesicht hübsch einrahmen und deren unter dem Kinn gebundene Enden über die ganze Höhe des Mieders herabfallen. Das Häubchen kommt unmittelbar über die hochgesteckten Zöpfe zu sitzen, an die es mit einer schwarzen Quastenfordel festgebunden wird. In einigen Nachbarorten, wie in Bofsheim, fallen vom Bödele statt der Kordel mehrere dieser geflammten Bänder bis zur Hüfte, in Uffingen sogar bis zu den Kniekehlen herab. Die Trauerhaube ist mit schwarzem Tüll garniert. An Festtagen, besonders beim Gang zum Abendmahl und bei Taufen, tritt an die Stelle der schwarzen Haube eine weiße solche aus Pikeestoff in derselben Form. Aber auch für den gewöhnlichen Gebrauch scheinen weiße, ebenso geformte einfache Häubchen vorhanden gewesen zu sein. Bis zum Ende des Dreißigjährigen Kriegs trug in Adelsheim die wohlhabende Braut beim Hochzeitszug das „Schäppel“ (franz. chapel), die Brautkrone, als Zeichen der Unbescholtenheit; über die genaue Form dieses Kopfschmucks versagen jedoch die Quellen. Das vom Tag der Konfirmation an von jung und alt getragene Häubchen hat unter den Trachtenstücken, deren wesentlichsten und am meisten ins Auge springenden Bestandteil es bildet, seine ursprüngliche schöne Form am längsten behalten, wogegen die übrige Bekleidung mehr oder weniger den Wandlungen der Mode unterworfen gewesen ist

2. Das Mieder oder Leibchen besteht aus buntem Stoff und geht in der Hauptsache zwar nur bis zu den Hüften, setzt sich aber zuweilen über diese behufs schöner Anschmiegung an eine Wulstunterlage des Rocks auf Zweifingerbreite lappenartig darüber fort. Es hat keine Ärmel und ist weit ausgeschnitten, so daß es vorn nur handbreit das Hemd bedeckt. Die Mädchen gingen deshalb während des ganzen Jahres hemdärmelig und trugen nur bei großer Kälte sowie zum Gottesdienst den „Muxen“, d. i. ein Mieder mit Ärmeln. Der im Brustlaß sichtbare Teil des bis zum Hals geschlossenen Hemdes ist entweder gefältelt oder mit Stickerei versehen

3. Der „Striffel“, d. i. die sich über Mieder und Brustlaß legende, etwa 12 cm breite Hemdkrause, schließt sich bald enger, bald etwas weiter der Form des Nackens an

4. Das seidene gefranste Halstuch, teils schwarz, teils bunt gemustert, legt sich so um Nacken und Schultern, daß es in Dreiecksform gestaffelt über den Rücken

herabhängt, und wird vorn beiderseits so weit in das Mieder hineingeschoben, daß die Enden unten zum Vorschein kommen und über den Schurz herabfallen. Zum Abendmahl werden weiße seidene Halstücher getragen.

5. Der bis zu den Knöcheln herabreichende Rock aus dunkelfarbenem Stoff ist oben reich gefältelt und zuweilen zur stärkeren Betonung der Hüften mit Wülsten unterlegt.

6. Der Schurz, von Taffet oder von Seide, schwarz oder bunt, ist ziemlich breit und oben zierlich gefältelt. Er reicht bis auf Handbreite bis zum Rockrand herab und wird mit breiten Bändern vorn gebunden, deren Enden auf halbe Schurzhöhe herabfallen. —

Während eine etwaige Wiederbelebung der Männertracht mit Lederhose und Dreimaster ebenso ausgeschlossen ist wie die Wiederaufknüpfung des dem sterbenden Rokoko zu Boden gefallenen Zopfes, sind die Vorbedingungen zu einer solchen bei der Frauentracht vollauf gegeben, wo die Unterschiede zwischen einst und jetzt nicht so groß sind und leicht überbrückt werden können. Außerdem erscheint hier angesichts der größeren Modesklaverei ein Zurückgreifen auf das bewährte Alte besonders geboten. Der angestellte Versuch bestätigte die Richtigkeit dieser Erwägungen. Denn als bei dem Karlsruher Heimatfestzug am 13. September 1925 eine Anzahl Adelsheimer Mädchen zum ersten Mal wieder in der geschilderten Tracht erschienen, herrschte nur eine Stimme der Bewunderung, der Freude und des Lobes über deren Kleidsamkeit und Formschönheit im Fluß der Linie, welche die ohnedies schon hübschen Trägerinnen noch schöner erscheinen ließ. Von vielen Seiten wurde seitdem der Wunsch geäußert, daß diese geschmackvolle, die fränkische Wesensart reizvoll zum Ausdruck bringende Kleidung wieder zu Ehren kommen und zunächst wenigstens von der jungen Weiblichkeit getragen werden möchte. Es hat sich bereits auch eine Anzahl Mädchen und Frauen dazu bereit erklärt. Freilich gilt es hierbei noch bestehende Vorurteile zu überwinden, besonders hinsichtlich der angeblich altmodischen Form der Kleidung. Kein unbefangenes vorurteilsloses Auge aber kann im Zweifel darüber sein, daß diese Kleidung die moderne Mode an Eigenart, Schönheit und Zweckmäßigkeit weit hinter sich läßt. Man betrachte heutzutage nur einmal einzelne Weiblichkeiten der Landorte im Aufputz der nichtsagenden geschmack- und poesielosen Stadtmode: Kurzes, nach unten verengtes Röckchen; fleischfarbige, nackte Beine vortäuschende Florstrümpfe, die schon beim erstmaligen Tragen Löcher kriegen; Pantöffelchen oder Lackschuhe mit hohen, zum Nachstelzenschritt nötigen, zum Teil krumm getretenen Absätzen; ein über das halbe Gesicht gestülpter Kasserollehut, unter dem beiderseits wie die Scheuleder eines Pferdes ein wirres Haargezause oder ein gekünsteltes Zopfarrangement hervortritt zur Vermeidung des Anscheins, als könnten dem zugehörigen Ebenbild Gottes allenfalls auch Ohren anhaften; womöglich noch ein haariger Tierleibnam mit Glasäugen, Schnauze, Raubtierzähnen und Krallen über nackten hofballmäßig ausgeschnittenen Schultern; sowie über kurz oder lang als Krone des Ganzen die größte Errungenschaft der Neuzeit, der herrliche Bublikopf nebst kniefreiem Bubi-

strumpf. Erscheinen da die sonst hübschen Mädchen in ihrer ländlichen Umgebung nicht wie ausgestopfte Papageien unter den Singvögeln des deutschen Waldes oder wie Papierbukette und Perlenfränze inmitten blühender Feldblumen? In ihrem mondänen Äußeren unterscheiden sie sich nicht von den Schieberweibern, Dienstmägden und Wäscherinnen der Stadt. Manche fangen auch schon an wohlriechend zu duften wie gewisse Stadtdamen; das Weib aber riecht bekanntlich am besten dann, wenn es nach gar nichts riecht. Ebenso lächerlich ist umgekehrt ein als Salontiroler oder als Dirndl maskierter Stadtfräulein. Es muß eben alles zusammenpassen, Umgebung, Lebensweise und Kleidung; andernfalls wird es zur Karikatur.

Wie in der Natur sich der Pflanzenwuchs den jeweiligen klimatischen und Bodenverhältnissen anpaßt, so gestalten sich auch im Leben der Menschen unter derselben Einwirkung die Sprache, die Sitten und die Gebräuche in großer Mannigfaltigkeit. Und das ist gut so und hat seine volle Berechtigung. Es ist doch schöner, man erkennt, wie die Herkunft eines guten Naturweins am Geschmack, so auch die Heimat des von Überkultur noch nicht angekränkelten Menschen schon an seiner bodenständigen Sprache und Kleidung, statt daß alles über den gleichen, launenhaft wechselnden Modestrom geschoren ist. Der Mensch soll die Verhältnisse, in denen er lebt, nicht verleugnen, er soll natürlich und urwüchsig bleiben und nicht etwas scheinen wollen, was er in Wirklichkeit nicht ist, soll den gesunden Erdgeruch der Heimat nicht mit dem Parfüm einer ihm fernliegenden Kultur zu ersticken suchen. Niemals brauchen sich unsere Mädchen und Frauen ihrer ländlichen Herkunft und Kleidung zu schämen; wohl aber mögen sie sich als Deutsche schämen, wenn sie sich sklavisch dem Stadtmodeteufel verschreiben, dessen Hauptresidenz bekanntlich Paris ist. Es ist überhaupt ein merkwürdig Ding um solch gedankenloses Nachäffen zweifelhafter Vorbilder, das vielleicht als ein noch von unseren vierhändigen Ur-ahnen herrührender Erbreiß anzusprechen ist, wie auch Wallenstein blinde Nachahmer eine „Herde“ nennt. Verschiedenenorts haben zur Ehrung der heimischen Tracht diese schon Pfarrfrauen und Beamtenfrauen getragen. Selbst die Großherzogin Luise ist in jungen Jahren bei ihren Besuchen im Schwarzwald zur großen Freude der Bevölkerung wiederholt in der dortigen Volkstracht erschienen. Wenn aber die Trachtenträgerinnen jener Landesteile stolz sind auf ihre heimische Kleidung, so können auch unsere Adelsheimer Mädchen und Frauen es sein auf die ihrige, durch die sie sich als Bewohnerinnen ihrer schönen fränkischen Heimat und im besondern als Adelsheimerinnen bekennen und sich von den modischen Stadtmamsellen vorteilhaft unterscheiden. Hat doch einst der Vater des schwäbischen Dichters J. G. Fischer zu seinem Sohn das bedeutsame Wort gesprochen „Lerne dich zu unterscheiden!“. Dieser hat sich dann auch in seinem Wesen und Schaffen derart vom großen Haufen der Menschen unterschieden, daß man ihm nach seinem Tod in Stuttgart ein öffentliches Denkmal setzte. Alle vernünftigen Leute, denen der Sinn für Schönes und Urwüchsiges noch nicht abhanden gekommen ist, werden ihre Freude an solchen Bekennerinnen ihrer Heimat und Stammesart haben, nicht zum geringsten in der Stadt, wo man ihnen mit Wohlgefallen nachschaut. Warum

erhalten Festzüge stets erst durch Beiziehung der Volkstrachten ihr natürliches, schmuckes und poesievolles Gepräge? Weil in der Heimattracht allein noch echtes Volkstum sinnfällig zum Ausdruck kommt und der moderne Modezauber mit Stöckelschuhen, Spinnwebstrümpfen, Fähnchenkleidern und bescheuleierten Mörserbüten sich dabei vollends in seiner ganzen Trostlosigkeit und Abgeschmacktheit offenbaren würde.

Über die heimische Tracht ist für ihre Trägerinnen nicht nur schöner und poesievoller (man vergleiche nur unser schmuckes zierliches Häubchen mit dem unförmlichen Modehut), sondern auch vorteilhafter, praktischer, gesünder und — anständiger als die moderne Kleidung. Die dazu verwendeten Stoffe übertreffen den neumodischen Warenhausplunder wesentlich an Dauerhaftigkeit. Nicht das billige Kleidungsstück ist immer gut, sondern auf die Dauer ist nur das gute Kleidungsstück billig. Der Frauenrod unserer Mütter gestattet zugleich wieder die Unterbringung von Taschentuch und Geldbeutel in einer Rocktasche und macht das lächerliche Handtäschchen sowie bei seiner Länge die einfältigen kostspieligen Florstrümpfe entbehrlich, wie auch die mäßige Abfahhöhe dauerhafter Lederschuhe ein normales Gehen bei jeder Witterung ermöglicht und die Gefahr des Fußübertretens ausschließt. In manchen Städten haben, wenigstens im katholischen Kult, die Kirchendiener und Domschweizer neuerdings die Weisung, allzu herausfordernd gekleideten Weiblichkeiten das Betreten des Gotteshauses und vor allem der Kommunionbank zu verwehren, wie auch in diesen Tagen der Papst selbst in einer Ansprache gegen „die Übertreibungen und die Unanständigkeit der heutigen Frauenmode“ Stellung genommen hat. Vor allem aber wäre es Sache der Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder zu Natürlichkeit und Einfachheit, zu Genügsamkeit und Sparsamkeit noch am Herzen liegt, der übertriebenen Modenarrheit und dem verderblichen Modeaufwand dadurch entgegenzutreten, daß sie jenen einfach die Barmittel für all den Plunder versagen und sich nur zur Beschaffung vernünftiger und solider bodenständiger Kleidungsstücke bereitfinden lassen. Aber auch die Ortsvorsteher, die Geistlichen, die Lehrer, die Beamten und die Ärzte, überhaupt alle, deren Wort beim Volk etwas gilt, sollen dieses in der gedachten Richtung aufklären und belehren; sie können damit viel Gutes auf dem Gebiet des Heimatschutzes, der Heimatpflege und des Heimatbewußtseins schaffen. Dann kann der bei dem Karlsruher Heimatfestzug gemachte gute Anfang der Wiederbelebung unserer heimischen Frauentkleidung einen weiteren schönen Fortgang nehmen und zahlreiche Anhänger gewinnen. Es wäre tief zu beklagen, wenn die damals gefertigten Kleidungsstücke das Schicksal haben sollten, unbenützt im Kasten zu liegen, um nur bei besonderen Anlässen wieder hervorgeholt zu werden. Denn damit würden sie zu gewöhnlichen Maskenanzügen herabstinken. —

Im übrigen soll hier keineswegs die Forderung einer peinlich genauen Wiedereinführung der alten Tracht gestellt, sondern dieser nur zu der ihr gebührenden Beachtung und zu neuem Ansehen verholfen werden gegenüber dem derzeitigen Modefirtelanz. Wie jeder Stil, so ist auch jede historische Kleidung wandlungs- und anpassungsfähig an neue Zeitverhältnisse. Unter Einhaltung der Grundform

sind im vorliegenden Fall mancherlei Wandlungsmöglichkeiten gegeben, so daß innerhalb dieser Grenzen auch einem gesunden neuzeitlichen Geschmack Rechnung getragen werden kann. Unschwer dürfte es den einheimischen Kleiderkünstlerinnen und Putzmacherinnen im Verein mit dem Schönheitsfönn unserer Schönen gelingen, das vorhandene prächtige Trachtenmaterial noch weiter sinnvoll und zweckentsprechend auszugestalten und zu vervollkommen, jedoch unter steter Wahrung seines spezifisch fränkischen Charakters und unter Vermeidung verschrobener Auswüchse. Sicherlich werden sich dann unsere Mädchen in einer solchen auf vernünftiger sowie auf geschmacklich, wirtschaftlich, gesundheitslich und sittlich einwandfreier Grundlage aufgebauten Kleidung wohler fühlen, werden doppelt so hübsch und doppelt so ansprechend aussehen und demzufolge auch bei dem starken Geschlecht noch mehr Wohlgefallen finden als in der kritik- und gedankenlos nachgeäfftten Stadtmode, deren Überspanntheiten auch in der Stadt von Leuten mit echter Bildung und vornehmerm Geschmack, von der wirklich führenden Gesellschaftsschicht nicht mitgemacht werden.



### Wandlung

Wie ein Blatt möcht' ich vom Baume sinken,  
Der das Leben ist in ew'ger Kraft;  
Möchte Sonne noch im Scheiden trinken,  
Wenn im Dunkel schon die Grube klast.

Möchte heimlich mich zur Wurzel betten  
Und durch sie hinauf zum reinen Licht  
Mich in wunderbarer Wandlung retten,  
Wo der Baum die Blütenkränze flucht.

Möchte, wo sich heil'ge Kräfte rühren,  
Blüte sein nach einem Weltenjahr —  
Und in seliger Entfaltung spüren,  
Daß ich Blüte bin und Blatt einst war.

Karl Berner, Freiburg i. B.